

gen unterbrechen und ihn als Geschichtenerzähler in die Geschichte einbringen. Seiner Überzeugung nach schreibt man akademische Texte nicht aus einer sachlichen, unpersönlichen Distanz heraus, sondern ist als Schreibender immer auch Teil der Geschichte: “Better to be occasionally seen than to hide” (44). Die “Crossings” haben autobiographischen Charakter. Sie beschreiben die Momente von Denings Lebensgeschichte, in denen er beim Lernen, Studieren und Forschen Leidenschaft und Verständnis für die Geschichte Ozeaniens entwickelte – es sind die Momente, die ihn zum Erzähler und Historiker pazifischer Geschichten und Geschichte legitimieren (44).

Auf den “blauen” Seiten lernt der Leser den Autor der “weißen” Kapitel näher kennen. Die “Crossings” bilden den eigentlichen autobiographischen Strang, der sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Denning berichtet sehr persönlich über seinen Werdegang als Historiker und über die Erlebnisse und Begegnungen, die ihn während seiner Arbeit inspiriert und vorangetrieben haben. Er erzählt über seine Ausbildung im Jesuiten-College, über sein Studium der Geschichte, über seine Hinwendung zur Ethnologie und seine Arbeit als Hochschullehrer und wissenschaftlicher Autor. Als Leser fühlt man sich eingeladen, Denning beim Lesen, Lernen und Schreiben sozusagen über die Schulter zu schauen und ihn durch Zeiten des Zweifels, aber auch der intellektuellen Befriedigung zu begleiten. Dabei lernt man ungemein viel über Wissenschaftsgeschichte, den Umgang mit Quellen und die Rolle von Forschern und Erforschten. Ganz deutlich wird in Denings eigener Beschäftigung mit den unterschiedlichen Fächern Archäologie, Geschichte und Ethnologie, wie wichtig interdisziplinäre Studien für Geschichtskonstruktionen im Bereich der Ozeanistik sind. Gleichzeitig erhält man einen fesselnden Einblick in die kulturwissenschaftlichen Arbeiten im Australien der 1950er bis 1970er Jahre – ein Aspekt, der besonders den mit australischer Wissenschaftsgeschichte und Theorienbildung wenig vertrauten europäischen Lesern zugute kommen wird.

Denning, der seine historischen Arbeiten selbst auch als neomodern charakterisiert (327), erweist sich mit dem vorliegenden Werk als postmoderner Autor, der seine Sichtweisen auf dem Hintergrund des eigenen Werdegangs stets nachvollziehbar reflektiert. Niemals kreist er in seinen Texten nur um seine eigene Identität als Urheber des Textes oder betreibt er eine unangenehme Nabelschau. Diese so oft gegen andere postmoderne Arbeiten in der Ethnologie erhobenen Vorwürfe treffen auf keinen Abschnitt des vorliegenden Buches zu. Sehr eindringlich macht Denning deutlich, dass die persönliche Lebensgeschichte und der individuelle Werdegang eines Wissenschaftlers immer auch die Schlüssel zu dessen Motivationen und Methoden und damit zu seinen Forschungsergebnissen liefern.

Als Quellen der Inspiration nennt Denning Forschungen und Schriften bekannter Ozeanisten und bezieht sich auf einige wissenschaftliche Kontroversen, die vor allem in der Ethnologie ausgetragen wurden. Ethnologen und besonders den Ozeanisten unter ihnen wird es daher am

leichtesten fallen, sich während des Lesens im Text zu orientieren. Jedoch machen Denings literarischer Stil, seine originellen Gedanken und seine methodologischen Reflektionen das Buch für jeden Kulturwissenschaftler zur empfehlenswerten Lektüre. Sicherlich werden einige Leser im Bereich der Kulturwissenschaften “Beach Crossings” nicht nur mit Freude lesen, sondern darüber hinaus auch in Greg Denning selbst einen Seelenverwandten entdecken.

Eva Ch. Raabe

de Wet, Chris (ed.): *Development-induced Displacement. Problems, Policies, and People*. New York: Berghahn Books, 2006. 218 pp. ISBN 1-84545-095-7. (Studies in Forced Migration, 18) Price: \$ 22.50

Bereits die Zahl der bisher in der Reihe “Forced Migration” erschienenen Bände – der vorliegende ist Nr. 18 – deuten auf die traurige Aktualität der Problematik hin. Im Rahmen globaler Bevölkerungsbewegungen, aufgrund von Kriegen, Katastrophen und ungleich verteilten Ressourcen, ist Migration häufig erzwungen. Der hier rezensierte Sammelband ist das Ergebnis eines Projektes des “Refugee Studies Centre” an der Universität von Oxford. Zentraler Gegenstand ist eine spezifische Form erzwungener Migration: Development-induced Displacement (DID). Der Herausgeber wählt einen für Ethnologen interessanten Zugang zum Thema: “Although policy recommendations are made, the perspective in this current volume is predominantly analytical, as opposed to its being a ‘framework for decision-making’ that seeks to arrive at the formulation of a set of ‘strategic priorities’ and ‘guidelines for good practice’ (World Commission on Dams 2000: ch. 8 and 9)” (2).

Außer der Einleitung enthält der Band sieben Beiträge. Drei der acht Autoren lehren Ethnologie (*anthropology*), zwei International Studies und International Development. Mehrere Autoren sind an Forschungszentren tätig, die sich speziell mit Entwicklungsproblemen oder Migration beschäftigen: Balaji Pandey ist Direktor des “Institute for Socio-Economic Development” in Bhubaneswar (Orissa, Indien), Alan Rew ist Direktor des “Centre for Development Studies in Swansea” (Wales) und David Turton ist als Senior Research Associate am “Refugee Studies Center” (Oxford).

Die in der Einleitung angekündigte analytische Perspektive wird vor allem im ersten Beitrag von David Turton umgesetzt. Er fragt: “Who is a Forced Migrant?” Klassifikationsschemata und Abgrenzungen von “refugees”, “forced migrants”, “DIDPs” (Development-induced Displaced Peoples) und “disaster displacees” sind vor allem auf politischen und rechtlichen Grundlagen entstanden. Flüchtlinge über nationale Grenzen hinweg haben Anspruch auf Schutz und andere Rechte als intranationale “displaced persons”. Turton plädiert dafür, sich aus wissenschaftlicher Sicht nicht an diesen Kategorien zu orientieren, sondern statt der Ursache für die Migration, Erfahrungen von Migranten in den Mittelpunkt zu stellen. Migrationsstudien sollten in erster Linie Kategorien nutzen, die den Vergleich erleichtern

und dadurch das Gesamtphänomen in einem neuen Licht erscheinen lassen. Dies sei bei politischen Kategorien nicht unbedingt der Fall.

Auf diesen notwendigen und programmatischen Artikel folgen Beiträge, die sich mit spezifischen Aspekten des DID beschäftigen. Alan Rew, Eleanor Fisher und Balaji Pandey geben einen vergleichenden Überblick über die politische Praxis von entwicklungsinduzierten Umsiedlungsprogrammen in Ostindien (Orissa, Bihar und Westbengalen) und Afrika (Uganda, Kenia und Tansania) und deren Probleme. Deutlich wird, dass es auf dem komplexen Weg von der Entscheidungsebene bis zur lokalen Umsetzung sehr viele Quellen für Missverständnisse, Schwierigkeiten und Fehlschläge gibt. Die Autoren kommen zu dem Fazit: "Perhaps the only foolproof mechanism for ensuring a higher level of success is to ensure that a common understanding/vision of aims is maintained; and that successive levels of subordinates are held accountable to it" (67).

Michael Barutski stellt in seinem Beitrag den nach wie vor vernachlässigten Aspekt des internationalen Rechts in Bezug auf DIDR (Development-induced Displacement and Resettlement) und internationale Menschenrechtsnormen dar. Sein Überblick gibt eine knappe und hilfreiche Einführung in den Bereich des internationalen Rechts. Der Artikel von Dolores Koenig (Enhancing Local Development in Development-induced Displacement and Resettlement Projects) betont besonders den Aspekt der "Entwicklung". In der Vergangenheit sei deutlich geworden, dass diejenigen, die durch Entwicklungsprojekte gezwungen wurden, ihren ursprünglichen Lebensraum zu verlassen, meist nicht von der Entwicklung profitiert haben. Sie geht vor allem den Fragen nach: Darf Entwicklung ein Argument für Umsiedlungsprogramme sein? Wie kann dafür gesorgt werden, dass umgesiedelte Personen tatsächlich wirtschaftlich profitieren? Dabei berücksichtigt sie stärker als frühere Autoren politische Aspekte der Marginalisierung und Machtverteilung. Eine stärkere Einbeziehung der Betroffenen in die Planung und Durchführung von Umsiedlungsprogrammen, die Wahlmöglichkeiten offen lassen, sieht sie als wichtigen Schritt zur langfristigen Verbesserung der wirtschaftlichen Situation aller Beteiligten.

Gelingt die Vermittlung der Ziele und die Beteiligung der Betroffenen nicht, ist Widerstand gegen Umsiedlungsprogramme wahrscheinlich. Mit der Frage lokaler Widerstandsformen und auch den dadurch eröffneten Chancen befasst sich Anthony Oliver-Smiths Beitrag. Vor allem der Verlust des Rechts auf Selbstbestimmung führt zu Ablehnung von Projekten. Widerstandsgruppen fordern, dass Entwicklung ein demokratischer Prozess sein muss, der dem Staat nicht das uneingeschränkte Recht gibt, Menschen umzusiedeln, und bei dem auch angemessene Kompensation, lokale Rechtsvorstellungen und lokales Wissen berücksichtigt werden müssen. Quantitative und qualitative Aspekte von Entwicklung sollten untersucht und Entscheidungen in dialogischer Auseinandersetzung getroffen werden.

Chris de Wet geht in seinem Beitrag zu Risiko, Komplexität und lokalen Initiativen in erzwungener Umsied-

lung darauf ein, dass die meisten Umsiedlungsprozesse, abgesehen von wenigen ermutigenden Beispielen, nicht erfolgreich waren. Mit Misserfolg meint er, dass die soziale und wirtschaftliche Situation der umgesiedelten Personen sich nicht nachhaltig verbessert hat. Es gibt zwei Ansätze, die das Scheitern zu erklären versuchen. Einer kann als "inadequate input"-Ansatz bezeichnet werden. Dieser geht davon aus, dass Defizite in den Inputs, in der Finanzierung, Planung, politischen Durchsetzung, Organisation und Durchführung die Ursachen für Verarmung sind. De Wet vertritt dagegen einen "inherent complexities"-Ansatz. Aus dieser Sicht sind Risiken in der Komplexität von Umsiedlungen per se enthalten und nicht direkt von der Quantität und Qualität der oben genannten Inputs abhängig. Der komplexe Prozess der Umsiedlung spielt sowohl auf der individuellen bzw. Haushaltsebene, auf der Ebene der Gemeinde, als auch auf der nationalen sowie internationalen Ebene eine Rolle. Auf allen Ebenen ist dieser Prozess des DIDs von verschiedenen wahrgenommenen Risiken begleitet. Wie mit diesen Risiken umgegangen wird, bestimmt letztlich den Erfolg eines Projekts.

Der Sammelband schließt mit einem Abschnitt, der politische Empfehlungen, Hinweise für die Praxis und Anregungen für künftige Forschungen zusammenfasst, in den die Ergebnisse der Einzelbeiträge einfließen. "Development-induced Displacement" gibt einen guten Überblick über komplexe theoretische, politische und wirtschaftliche Probleme eines spezifischen Bereichs der Migration und Entwicklungsdebatte. Das Buch ist eine nützliche Einführung, Grundlage für die Praxis und möglicher Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Studien.

Bettina Beer

Drotbohm, Heike: Geister in der Diaspora. Haitianische Diskurse über Geschlechter, Jugend und Macht in Montreal. Marburg: Curupira, 2005. 455 pp. ISBN 3-8185-0415-6. (Reihe Curupira, 21) Preis: € 25,00

Seit den Zeiten des transatlantischen Sklavenhandels, als überwiegend West-, aber auch Zentralafrikaner auf die Großen und Kleinen Antillen als Feld- und Hausklaven verschleppt wurden, haben sich Afrohaitianer in einem bis heute anhaltenden Kreolisierungsprozess unterschiedliche Elemente der materiellen wie der ideellen Kulturen Afrikas, des indigenen Haiti, kolonialen Frankreich, des Katholizismus, des Freimaurertums, des Militärs sowie in allerjüngster Zeit der US-amerikanischen Popkultur angeeignet, diese Elemente umgedeutet und zu etwas Neuem, dem spirituell wie ästhetisch befriedigenden religiösen System des haitianischen Vodou, zusammengesetzt. Der Vodou, der alle Lebensbereiche der Haitianer durchdringt und die Art und Weise prägt, wie Haitianer die Welt – und die menschliche Existenz in ihr – wahrnehmen, deuten und mit Sinn erfüllen, erweist sich als ein äußerst bewegliches religiöses System. Traditionell vor allem die Religion der ländlichen Bevölkerung Haitis, findet der Vodou auch in den Großstädten eine ständig wachsende Anhängerschaft. Und mit den Haitianern, die der Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt und